

ANNE STERN

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin



DIE WEISSE NACHT

DER ERSTE FALL
FÜR LOU & KÖNIG

PIPER

Anne Stern
Die weiße Nacht

ANNE STERN

Die weiße Nacht

Der erste Fall für Lou & König

PIPER

Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:
www.piper.de/literatur

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch hingewiesen wird,
macht sich der Verlag nicht zu eigen und übernimmt dafür keine Haftung.
Wir behalten uns eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG vor.

Das Motto auf S. 5 stammt aus:
Hannah Arendt: *Menschen in finsternen Zeiten*,
Essays und andere Texte 1955 – 1975, hg. von Ursula Ludz,
Piper, München 2001



ISBN 978-3-492-07461-2
© 2026 Piper Verlag GmbH, Georgenstraße 4,
80799 München, www.piper.de
Für einen direkten Kontakt und Fragen
zum Produkt wenden Sie sich bitte an:
info@piper.de
Gesetzt aus der Minion Pro
Satz: Eberl & Koesel Studio, Kempten
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

*Das Geschichtenerzählen enthüllt den Sinn,
ohne den Fehler zu begehen, ihn zu benennen.*

Hannah Arendt

1. Teil

*Samstag, 14. Dezember bis
Dienstag, 17. Dezember 1946*

Befehl des Militärkommandanten der Stadt Berlin

Ich befehle:

1. Dem Polizeipräsidenten des Präsidiums der Stadt Berlin, Oberst Markgraf, den Schutzpolizeiapparat in die Uniform einzukleiden, die bis zum Jahre 1933 im Dienstgebrauch war, und eine notwendige Zahl von Polizeiposten in der Stadt aufzustellen.

2. Dem Leiter der Kriminalpolizei, unverzüglich eine handlungsfähige kriminalpolizeiliche Abteilung aus geeigneten Personen zusammenzustellen, die nachweislich nicht im Dienst der Nationalsozialisten gestanden haben.

Gez.

Standortchef und Kommandant der Stadt Berlin
Generaloberst BERSARIN

Chef des Standortstabes der Stadt Berlin
Generalmajor KUSCHTSCHOW

1.

Die tief verschneite Welt sah durch den Sucher von Lous Kamera kleiner und größer zugleich aus. Kleiner, weil der Blick der Leica einen Splitter aus der Unendlichkeit brach und das Chaos der Trümmerlandschaften in einem sauber umgrenzten Viereck bannte. Größer, weil nun jedes Detail bloßlag. Das silberne Chewinggumpapier, zusammengeknüllt und achtlos zwischen die Steinbrocken geworfen, auf denen eine dünne Eisschicht schimmerte. Der Puppenarm aus bemalter Emaille, der nach einer Detonation von seinem Rumpf gerissen und bis hierher geschleudert worden war. Die hingekritzelten Namen auf der Tür, die noch unversehrt im Mauerstück schwebte, aber nirgendwo mehr hinführte als in einen unbewohnbaren Krater. Überall die weißen Kreidebuchstaben – *Peter Kranz sucht Leonore und Dietlind, zuletzt wohnhaft bei Frau Jelena Korsak, Südsterne. Friederike Zörbel lebt bei Giselhers, Bethaniendamm 26, Kellergeschoss. Erich Siebert wohnt jetzt im Wedding, zu finden bei Familie Jäger in der Ackerstraße.*

Fast alle Mauern in der Stadt waren von solchen Suchanzeigen aus Kreideschrift überzogen. Lou waren die Namen längst vertraut. Mehr als ein Jahr lang war sie durchs zerstörte Berlin geirrt und hatte sie alle gelesen wie ein endloses Gedicht, das man auswendig kannte und immer wieder hersagte. Sie war besessen von der Idee gewesen, unter den vielen Namen diesen einen zu finden, der ihr die Erlösung brachte.

Doch sosehr sie auch suchte – sie fand ihn nicht.

Wieder sah Lou durch den Sucher, drückte auf den Auslöser, zog auf, drückte erneut ab, zog auf, knipste. Endlich hatte sie genug, drehte das kleine silberne Objektiv ein und richtete sich auf.

Ein letztes Mal betrachtete sie das zerstörte Haus mit bloßem Auge. Sie hatte es Zentimeter für Zentimeter mit ihren Blicken betastet und sorgfältig geprüft. Als sie sich umdrehte, vergaß sie es. Ihre Kamera aber verschloss das Bild sicher im Gedächtnis aus Zelluloid.

Über den Trümmern wölbte sich der Morgenhimmel. Ein rostroter Nebel hing in der Winterluft, zerschnitten von den mächtigen Mauern der Ruinen. Die Sonne ging gerade auf, flimmerte fahlgelb von Osten hinter den zerbröckelnden Resten der Heilig-Kreuz-Kirche am Blücherplatz hervor, streifte die Friedhöfe und schob sich höher, um diesen verwüsteten Planeten zu beleuchten.

Es war kurz vor acht Uhr.

Einige Grundstücke waren schon von Schutt und Geröll geräumt, man hatte die Steine auf den Lorenbahnen fortgebracht, die auf hastig verlegten Schienen fuhren. Weit und leer lagen die Brachen da, Täler und Ebenen aus schneebedecktem Sand zwischen den Häuserresten wie ein unheimlicher, gottverlassener Strand. Die Strukturen der Stadt waren kaum mehr zu erkennen. Es gab keine Straßen mehr, nur Schneisen zwischen Dünen aus weißem Gestein.

Berlin, sagte man, lag neuerdings am Meer.

Lou hob die Kamera, besah sich den Himmel durch den Sucher und ließ den Apparat wieder sinken. Das Bild hatte sie schon zu oft in diesem Winter geschossen. Sie war jeden Morgen früh unterwegs und beobachtete das Schauspiel der Farben über sich, wenn ein neuer Tag erwachte.

Rostrot, Zartrosa, Grellorange.

Woher nur nahm der Himmel täglich wieder den Mut zu derart verschwenderischer Schönheit?

Sie trampelte im Schnee, um ihre Zehen aufzuwärmen. Die Stiefel hatte sie im vorletzten Sommer einem deutschen Soldaten abgenommen, der an einer Laterne in ihrer Straße gehangen hatte. Mit einem Schild um den Hals, er sei ein Verräter und habe den Tod bekommen, den jede Ratte verdiene. Seitdem waren die derben Stiefel mit den Metallkappen ein Teil von ihr geworden. Um die Füße gewickelt trug sie darin selbst gehäkelte Lappen, die halfen einigermaßen gegen die Kälte. Bruno hatte ihr den Rat gegeben und sogar Wollgarn auf Sonderbezugsmarken aufgetrieben. Er hatte sich die Idee mit den Lappen bei den Russen abgeschaut. Sie schützten besser vor Erfrierungen als Strümpfe und hatten der sowjetischen Armee einen entscheidenden Vorteil während der Weichseloffensive gebracht. Neben den vielen anderen Vorteilen wie dem einer sechsfachen Überlegenheit – sechsmal mehr Soldaten, sechsmal mehr Panzer, Granaten und dazu eine unvorstellbare, verzweifelte Wut auf die teuflischen *Nemtsy*, die verhassten Deutschen.

Hier und da bemerkte Lou noch andere Frühaufsteher, die durch die Trümmer liefen und vorsichtig über das vereiste Geröll stiegen. Die Stadt erwachte und mit ihr die Notwendigkeit, Brennholz zu finden, etwas Essbares aufzutreiben oder auch nur, sich zu bewegen, um warm zu werden. Oder die paar Lebensmittelmarken, die man vom Magistrat erhielt, in den beinahe leeren Geschäften gegen Brot und Margarine einzutauschen. Ein paar Vorräte oder armselige Geschenke für das bevorstehende Weihnachtsfest zu hamstern. Und diesen Tag irgendwie zu überstehen.

Es waren minus zwölf Grad, hatte das Thermometer mit der gesprungenen Glashaube gesagt, das zu Hause am Chamissoplatz Nummer sieben an der vereisten Fensterluke in ihrer Schlafkammer hing.

Die Leute hatten sich, genau wie Lou, Tücher und Schals um den Kopf gebunden oder ihre Mützen tief ins Gesicht gezogen. Einige Glückliche trugen Fäustlinge, noch Glücklichere hatten

Handkarren dabei, um gefundene Schätze darauf abzuladen. Allerdings waren die Trümmer anderthalb Jahre nach Kriegsende weitgehend abgegrast, man fand kaum noch Brauchbares darin. Trotzdem hoffte jeder, einen Kellerzugang zu entdecken, den niemand zuvor betreten hatte, oder eine Nische, in der es noch etwas zu holen gab, was man gegen Essen oder Zigaretten eintauschen konnte. Und wenigstens ein paar Reisige konnte man von den übrig gebliebenen Bäumen schneiden, um zu Hause den Ofen zu heizen. Denn der eine Straßenbaum, den die Verwaltung in diesem Winter jedem Haushalt zum Fällen zugeteilt hatte, war bei den meisten schon längst zu Asche verbrannt und wärmte nicht länger.

Lou fror in dem alten Mantel, dessen mürbe Wollfasern nicht mehr dichthielten. Der Atem stand weiß vor ihrem Mund. Die Narbe an ihrer Unterlippe, wo die Haut in Plötzensee von einem treffsicheren Schlagring aufgerissen worden war, schmerzte in der Kälte des Dezembermorgens. Eine getigerte Katze huschte durch den Schnee, schmiegte den Kopf an Lous Schienbein, und gedankenverloren bückte sie sich und strich dem Tier mit einer Hand übers Fell, ehe es wieder davonlief. Das alte Lied von der Katze mit den weißen Stiefeln ging ihr durch den Kopf, als sie den kleinen Spuren im Schnee nachsah.

Sie hatte es nicht eilig. Später wollte sie auf dem Schwarzmarkt am Mehringplatz ein Pfund Kartoffeln auftreiben oder an der alten Markthalle im Bergmannkiez, dort konnte sie manchmal auch Brunos Muckefuck ergattern, der schon wieder zur Neige ging. Wenn er das heiße Getränk schlürfte, klärten seine Augen auf, und seine oft wirren und ziellosen Sätze fügten sich. Das waren die guten Momente am Chamissoplatz.

Der frühe Morgen gehörte nur Lou und ihrer Leica. Im ersten Friedenssommer hatten sie sämtliche Fotoapparate abliefern müssen. Wer heimlich ein Gerät zurückbehielt, konnte erschossen werden. Auch Lous altgediente Kodak Baby Brownie war konfisziert worden. Ein junger Mongole war singend damit

abgezogen, beide Handgelenke voller Armbanduhren. Etwas später hatte sie die kleine Sucherkamera mit dem versenkbaren Objektiv von Eddie White geschenkt bekommen. Ihrem *Beschützer*, wie die alte Seydlitz aus der ersten Etage ihn hämisch genannt hatte. Lou hatte es überhört. Eddie White war eine Notwendigkeit gewesen, kein Grund, sich zu schämen. Und nun war er wieder fort und kaum mehr als eine blasse Erinnerung.

Sie kniff ein Auge zusammen und sah durch den Sucher. Vor ihr krallte sich eine eisüberzogene Flechte an einen Riss im Mauerwerk. Ein Zeichen verzweifelten Widerstands angesichts drohender Zerstörung. Das Bild gefiel ihr. Sie ging einen Schritt näher und hob den Apparat noch dichter vors Gesicht.

Gerade wollte sie wieder auf den Auslöser drücken, da fuhr sie zusammen und ließ die Kamera sinken. Noch einmal guckte sie dorthin, wo die Brandmauer des Hauses in zwei große Hälften zerborsten war. Von ihrem Standpunkt aus konnte man durch einen Spalt sehen, hinter dem sich die Reste eines verschneiten Hinterhofs auftaten. Oben starrten die Fensterhöhlen leer und ohne Glas in den frühen Morgen.

Unten im Schnee, unberührt, vollkommen reglos, von einem Mauerrest halb verborgen, lag etwas.

2.

Die Frage war nicht, ob, sondern nur, woran man am Ende kreperte. Am Hunger, an der Kälte oder an beidem gleichzeitig.

König ging im Dienstzimmer des neu ernannten Polizeipräsidiiums Elsässer Straße in Mitte auf und ab und starrte unwillig auf die Eisblumen am Fenster. Bei diesen Temperaturen schmerzten seine kaputten Knochen, als fräße sich die Kälte bis ins Mark. Weiße Krusten überzogen von außen das Glas, und ein Wind rüttelte so unwirtlich am Knauf, dass die Scheiben ächzten. Aber immerhin hatten sie Scheiben. In vielen Gebäuden waren die Fenster nur mit Pappe oder Holzplatten vernagelt.

Der weiße Tod, so nannte man es, wenn jemand in diesem Winter erfror, und täglich wurden es mehr. Sie gesellten sich zu den unzähligen Geistern, die bereits zwischen den Lebenden umhergingen. Unsichtbar, unerkannt, aber für König immer spürbar. All die Toten waren Teil der Stadt, in der sie einmal gelebt hatten, und in den Mauern der Ruinen flüsterten ihre Stimmen. Der Unterschied war nur, dass der Tod jetzt langsamer kam. Auf leisen Sohlen schlich er sich von hinten an die Menschen heran. Er holte sie im Schlaf, all die Erfrorenen dieses Winters, die Kranken, die Kinder, die Greise, die Hungernden. Er machte kein Getöse mehr, der Tod, er war genügsamer geworden, bescheiden fast. Er wusste ja, dass einer nach dem anderen in seine Hand fallen würde, ganz von selbst, wenn er nur lange genug wartete.

König schlug den Mantelkragen hoch und schob sein schma-

les Kinn tiefer hinein. Es war kein Uniformmantel – die waren rar und hatten noch immer die Farben der Wehrmacht –, sondern ein schweres, wildledernes Ungetüm aus längst vergangenen Tagen, das ihm hoffnungslos zu weit war. Die Missstände betrafen die gesamte Ausrüstung der Kripo, es gab keine neuen Uniformen, sondern nur umgefärbte Restbestände der früheren Polizeibataillone. Dann also lieber dieser alte Mantel. Er schlackerte um seine langen Glieder. Das abgeschabte, leicht ranzige Futter aus Schafwolle machte das Kleidungsstück in diesem Winter dennoch zu einem Glücksfall – und zu seiner zweiten Haut. Auch wenn er das ungute Gefühl hatte, das Teil könnte ihn eines Tages durch sein pures Gewicht niederstrecken.

Wie hatte es in einem Schreiben des Sektorenassistenten zum dürftigen Zustand der Polizeikleidung geheißen – *fehlende Wintermäntel sind durch schneidige Haltung zu ersetzen!*

König hätte beinahe laut aufgelacht.

Zu ihm passten eher leichte, weiche Gewebe wie Kaschmir, Seide oder Perlon, aber was sollte man machen? Und schneidig ... nun, heute war er einfach dürr, wie die meisten ehrlichen Teufel in der Stadt. Eine Speckschicht konnten sich nur noch Betrüger leisten.

Wieder betrachtete er die Eisblumen und die weißlich-graue Welt dahinter, die sich vor den Fenstern der provisorischen Kripozentrale ausbreitete. Trostlos war sie und bot ihm keinerlei Ablenkung bei seinen tigernden Streifzügen durchs Zimmer. Sein Magen knurrte. Das Frühstück hatte aus einer Tasse Ersatzkaffee und einem Margarinebrot bestanden, dünn gekratzt. Und zum Mittagessen, das erst in vier Stunden fällig war, würde es zwei Kartoffeln mit etwas gekochtem Kohl geben, die er für gewöhnlich kalt und ohne Besteck aus einer Blechbüchse am Schreibtisch aß. Er fantasierte von Rippchen und Prinzessbohnen und einem guten Schluck Whisky zum nahen Weihnachtsfest.

»Wer heute noch lebt, ist selber schuld«, hatte ein alter Mann

in der schwankenden Untergrundbahn der Nordsüdlinie zu ihm gesagt, nachdem er herzlich auf den Boden vor Königs Füße gespuckt hatte, »Bomben sind schließlich genug gefallen.«

Das meckernde Lachen des Kerls und das Geräusch, als er sich von seinem eigenen Witz begeistert auf die Schenkel hieb, hatten König den ganzen Weg in sein Amtszimmer verfolgt.

Um sich warm zu halten, lief er Slalom um die Aktenstapel, die auf dem tintenfleckigen Boden standen. Man hatte sie bergeweise mit Militärlastwagen vom Alexanderplatz hergefahren und im ehemaligen Israelitischen Krankenhaus in der Elsässer Straße in der Nähe vom Oranienburger Tor aufgetürmt, das jetzt mitsamt den früheren Bettensälen und Operationsräumen als behelfsmäßiges Polizeipräsidium diente. Große Teile der Roten Burg, des ehemals stolzen Präsidiums am Alex, lagen in Trümmern, und während ein paar Kollegen in den wenigen übrigen Zimmern in der Dirksenstraße ausharrten, hatte man die meisten Abteilungen auf solche Ausweichquartiere verteilt wie dieses.

Nun staubten die Akten in Stapeln auf dem Linoleumfußboden, auf alten Operationstischen und Liegen, in den Korridoren und ehemaligen Krankenzimmern vor sich hin. Niemand hatte die Zeit und die Kraft, sie in Regale einzusortieren. Wozu auch, da sie ja nicht wussten, ob sie nicht schon in wenigen Wochen wieder an einen anderen Standort umziehen würden. In den Polizeiabschnitt Friesenstraße in Kreuzberg etwa oder noch weiter raus, nach Schöneweide in die Nähe der Polizeischule, die auf Geheiß der Sowjets in der Wattstraße eröffnet hatte. Täglich wurden neue Befehle in dieser Stadt ausgegeben, die zu viele Herren hatte. Die Sowjets und die anderen drei Siegermächte beäugten einander eifersüchtig wie beim Tauziehen.

Niemand wusste, wo in diesem Chaos etwas zu finden sein sollte. Namen, Karteieinträge, Fotografien, Fingerabdrücke der schwersten Verbrechen in der Geschichte der Stadt schmolzen

zu nutzlosen Klumpen und Haufen zusammen, und durch die schmutzige Vergangenheit des kriminellen Berlins ging ein tiefer Schnitt, der neunzehnhundertfünfundvierzig hieß.

Kriegsende. Tabula rasa. Stunde null.

König schob sich widerwillig die schwarze Augenklappe zurecht. Sein Glasaugen lag zu Hause. Er vermied das Tragen dieses Folterinstruments, wenn er konnte, denn es drückte höllisch in der Höhle. Obwohl es schon ein paar Jahre her war, dass ein wütender Aufseher im Zuchthaus Brandenburg-Görden die Kontrolle verloren und ihm den fatalen Schlag aufs linke Auge verpasst hatte, konnte er sich nicht an die Prothese gewöhnen.

Sein Kopf fühlte sich vom Hunger viel zu leicht an, er stützte sich auf den klobigen Schreibtisch, den irgendjemand in den Trümmern gefunden und hereingeschleppt hatte, um das Dienstzimmer des frischgebackenen Kriminalkommissars Alfred König zu möblieren. Alles war Provisorium, alles halb kaputt, besudelt oder nutzlos.

Ein Überbleibsel wie König selbst.

Die Ränder von Schnapsgläsern auf der Tischplatte und die dunklen Spuren unzähliger ausgedrückter Zigaretten vergangener Tage tanzten vor seinem verbliebenen Auge. Er strich mit dem Finger über die Brandlöcher, atmete langsam ein, langsam aus. Zögernd verebbte der Schwindel, und automatisch griff König in die Brusttasche zu den *Lucky Strikes*, ehe er die Hand wieder zurückzog. Für drei Zigaretten gab es auf dem Schwarzmarkt diese Woche ein Viertelfund Kaffee oder eine kleine Speckseite, und er durfte das Geld nicht achtlos verbrauchen.

Trotzdem holte er eine Zigarette aus seiner Westentasche, hielt sie sich unter die Nase und sog den süßlichen Duft nach Tabak tief ein. Mit übermenschlichem Willen steckte er sie wieder weg, setzte sich an den Schreibtisch und schlug die Akte auf. Später, sagte er sich. Er musste Geduld haben und so viel Widerständigkeit wie die verbliebenen Gebäude der Stadt auf-

bringen, wenn er das hier überleben wollte. Immerhin hatte er schon weit Schlimmeres überstanden.

Ein kurzes Stakkato hämmerte an seine Tür, dann wurde sie aufgerissen.

3.

Das, was dort reglos im Schnee lag, schien ein Mensch zu sein.

Lou ließ die Leica sinken und machte vorsichtig ein paar Schritte durch den Schutt in Richtung des Hofes – bereit, sofort zu verschwinden. Sie würde sich in nichts hineinziehen lassen. Leute wurden auf den Straßen wegen Lappalien verhaftet und man sah sie nie wieder. Angeblich kamen sie nach Sachsenhausen, ein ehemaliges Konzentrationslager im Norden Berlins, das die Sowjets jetzt weiter nutzten. Dort pferchten sie unlieb-same Gegner, aber auch Unschuldige zusammen und verschleppten sie an einen unbekannten Ort.

Auch wenn es unvernünftig war – sie musste nachsehen, warum dort jemand lag. Lou war beinahe sicher, dass dieser Mensch tot war. Niemand würde bei solcher Kälte freiwillig regungslos im Schnee liegen bleiben.

Sie lugte zwischen den Mauerteilen hindurch in das, was einst der Hinterhof des Hauses gewesen war. Neben einer Teppich-klopfstange, deren verbogenes Querrohr in den rosaroten Himmel ragte, lag der Körper, und sie konnte erkennen, dass es eine Frau war.

Es war still hinter der zerborstenen Brandmauer. Aus dem flammenden Himmel fiel seit ein paar Minuten graupeliger Schnee und benetzte das Tuch, das sie sich über dem Mantel zusätzlich um die Schultern geschlungen hatte. Die Leica mit der ledernen Ummantelung lag gefügig in ihrer Hand.

Etwas zog sie weiter voran.

Lou schloss die eiskalten Finger fester um das genoppte Leder und machte einen Schritt.

Und noch einen.

Ihre Stiefelkappen deuteten direkt auf den Körper im Schnee. Dieser Ort war durch die hohe Mauer halbwegs abgeschirmt von den Ruinen weiter vorn und auch von den Straßenresten nicht einsehbar. Es war ein ideales Versteck für etwas, das nicht sofort gefunden werden sollte. Aber sicher hatte derjenige, der es hergebracht hatte, gewollt, dass man es fand.

Es? *Sie*.

Lou fiel das Luftholen schwer. Hatte sie Angst? Es war nicht der scharfe Wind dieses Wintermorgens, der ihr die Atemluft von den Lippen fortriss.

Sie sah entschlossen nach unten und betrachtete das Ding vor sich. *Ding*, dachte sie, kein Mensch mehr. Nichts deutete darauf hin, dass diese Frau bis vor Kurzem noch geatmet und geträumt hatte. Alles Leben war fort. Ihre Haut war aschfahl, ja wächsern, ihre Lippen blutleer. Dennoch hatte die Szene etwas Friedliches. Der Kopf der Frau lag zur Seite gedreht, ihre Augen waren geschlossen. Langes schwarzes Haar kringelte sich darum.

Weiß wie Schnee, schwarz wie Ebenholz.

Lou konnte die Augen nicht abwenden. Sie rang noch immer nach Luft, ihr Herz raste, als sei sie gerannt, doch sie nahm die Leica, zog sie auf, hob sie vors Gesicht, sah durch den Sucher, fokussierte und drückte den Auslöser.

Es machte *klick*, unnatürlich laut wie eine Explosion, und ein paar Raben, die sich auf der zerborstenen Teppichstange niedergelassen hatten, flatterten auf.

Klick. Aufziehen. Klick. Aufziehen. Klick.